

Nachdruck verboten.

Die Mittagsgöttin.

Von Margarethe Berlin.

Auf der mit Weinlaub umrankten Veranda vor dem großen Herrenhause stand Mamsell und sah, die Hand über die Augen gelegt, unerbittlich über den Hof, der grell von der Mittagssonne beschienen, vor ihr lag. Mamsell war durch und durch umringt Erwartung.

Es hatte längst Mittag geklungen, die Arbeiter und die Pferde waren daheim zur Rast — nur der Herr fehlte noch. Seling schüttelte betrübt das graue Haupt. „Wo ist er?“ fragte sie halblaut vor sich hin. „Er gehört des Mittags nach Hause, wie sich für Mensch und Vieh bei Hochsommerzeit gehört.“

Da tauchte der Erwartete am Hoftor auf. Ein schlanker junger Mann war's, in einfacher Schiffsjacke, Reithelmschleiden und hohen Wasserstiefeln, den Strohhut hatte er abgenommen und trug ihn lässig in der Hand. Langsam, ganz langsam kam er daher, den Kopf gesenkt, die biegsame stolze Gestalt leicht geneigt, als trüge er schwere Sorgenlast. — Und sorgenvoll waren auch die jungen Bäume des offenen Gartens, welches er, auf dem knirschenden Gattersteig der Vorfahrt angekommen, zu Seling ergab.

„Nun — Seling, was passiert?“

„Auch die junge Stimme klang müde.“

„Nee — Herr Baron — passiert ist sich da nix, aberst ich hatte Sorge um den Herrn Baron.“

„Um mich — Seling, wie kommen Sie dazu?“

„Die Zeit“ sind schon lang herein, und der Herr waren noch draußen.“

Es klang wie ein Vorwurf aus den Worten der alten treuen Wirtschaftlerin, die Hans Gregor von Liegenfeld einst auf den Armen getragen hatte.

„Na — und...“ Die Augen des jungen Mannes ruhten verständnislos auf Mamsells Antlitz, während er sein feines weiches Taschentuch nahm und die erlöste Stirn trocknete, die in ihrer lichten Weise merkwürdig abfiel von dem übrigen sonnengebräunten Gesicht.

„Der Herr muß erst essen“, sagte Seling und öffnete die Tür zum Eßsaal der nach Norden gelegen, kühl und lustig war. Der große Tisch in der Mitte, früher und bei festlichen Gelegenheiten der gewöhnliche Eßtisch, war zusammengeklappt, ein kleinerer, vor einem großen altmodischen schwarzen Leberlof, aber jetzt für eine Person gedeckt. Hans Gregor ließ sich mit einem tiefen Seufzer in die Polster des alten Sofas fallen. Dann langte er zur Wasserkrasse und goß sich ein Glas frisches Wasser ein. Langsam leerte er es mit einem Zug. Dabei lächelte er. Was wohl seine ehemaligen Kameraden dazu sagen würden, daß Hans Gregor von Liegenfeld Wasser trank — ohne Zusatz von Wein? Und wenn sie ihn hier sehen würden, in dem großen Eßsaal vor dem kleinen Tisch? Sein Blick fiel auf das Tischgitter und auf die große Serviette, die zu groß war für seinen kleinen silbernen Serviettenring. Mamsell hatte sie mit einem bunten Aehrenband, wie sie die Schmittmädchen zum Binden der Herrschaft am ersten Tage der Roggenmetze kennen, zusammengebunden.

Wie groß der Faden war, ganz anders, als er gewohnt war — aber Seling hatte ihm auf seine Bemerkung hierüber gesagt: „Bei des Herrn seliger Frau Mutter hatten wir auch für gewöhnlich immer das selbige gesponnene. Die Frau Großmutter hat noch alles eigenhändig gesponnen. Viel Damast ist nicht mehr da. Wenn der Herr bestimmt, kann ich aber in Damast feineres Tischzeug kaufen.“

Da hatte Liegenfeld heftig den Kopf geschüttelt. Kaufen — bei diesen Zeiten kaufen! Er hatte ja den bunten Rod ausgezogen, um seine „alte Kutsche“ aus Gläubigerhänden zu retten.

Er hing an Liegenfeld, an dem alten Familiengut. Und er wollte wenigstens versuchen, das gut zu machen, was die Wirtschaft des ungetreuen Vormundes verschuldet.

Er hatte sich doch die ertrocknete Mühe gegeben, ein ordentlicher Landwirt zu werden — und nun — nun sollte die erste Ernte kommen. Das Korn war reif — die nächsten Tage brachten Erfüllung aller Hoffnungen. Deshalb trieb's ihn hinaus — trotz Hitze und Sonne — hinaus aufs Feld, wo der goldene Roggen so bereichernd stand.

Würde er die Summe, die er sich abzahlen verpflichtet hatte, bringen?

Hans Gregor fing schon wieder an zu rechnen, und wenn er rechnete, vergaß er Essen und Trinken. Da ging die Tür, Seling brachte eine dampfende Schüssel.

„Seling — was machen Sie da? Bräse soll ich essen, haben Sie nicht rote Gräse mit frischer Milch?“

Seling lächelte.

„Erst ist der Herr etwas Hühnerbrühe mit Fleisch und Reis — dann kommt die Gräse nach — sonst ist das ungesund.“

Hans Gregor fügte sich lachend.

„Und was ist sonst noch ungesund, Seling, daß ich noch nach Mittagläuten draußen war?“

„Nee — Herr Baron — ungesund sonst nicht, aber um Mittag.“

„Sie wissen doch, da kommt, wenn man auf dem Felde ist, doch die Mittagsgöttin, die Roggentrub — und wen sie trifft, den schlägt sie tot.“

„Wer hat die Mittagsgöttin schon gesehen?“ fragte Hans Gregor.

„Viele Herr — die, die da schlafen und nach Hause zu weit haben, die haben sie auch schon gesehen, aber denen tut sie nichts Ernstliches zu Leide. Wer aber arbeitet, anstatt zu ruhen in der Mittagssonne, den schlägt sie tot.“

„Na — wie sieht sie denn aus?“

„Groß, Herr Baron und schön! mit langen blonden Haaren die ihr um die Schultern fliegen, ein weißes Kleid hat sie an und Kornblumen trägt sie in der Hand. Aber es mag ihr Niemand begegnen, wer sie sieht, kriegt den Alb.“

„Na, Seling, seien Sie nur ruhig. Das ist ja alles Aberglauben. Mir ist sie nicht begegnet und sie wird auch wohl nicht kommen.“

„Nee — Herr, das ist kein Aberglauben“ beharrte Seling.

„Die Mittagsgöttin ist da — das ist nun gewiß. Aber wenn sie der Herr nicht zu sehen kriegt, ist das ja um so besser für den Herrn.“

Sie nahm die Teller fort, setzte die kühle Bruchsuppe mit Milch auf und ging hinaus.

„Der Herr ist so ein Moderner — der nennt das Aberglauben, was doch andere gesehen haben.“

Hans Gregor juckte sich auf das bequeme alte Sofa, legte den müden Kopf in die kühlen Polster und dachte nach.

„Ach — wenn er hätte Soldat bleiben können, — dann — ja dann wäre es alles anders gekommen. Dann hätte er hier nicht, arbeitend, sparend und rechnend auf seiner alten Kutsche, sondern wäre froh und sorgenlos unter den Kameraden. Aber — der Abschied vom Soldatenleben, der war einigermassen verschmerz, aber nicht der Abschied aus der Stadt, wo die wohnte, die er so gern die Seine genannt. Doppelt war es ihm jetzt weh, um das wohlhabende Mädchen zu werden — der ringende und kämpfende verschuldete Grundbesitzer durfte nicht den Schein erwecken, als wolle er sich das Leben mit ihrem Vermögen erleichtern. So mußte das Wort ungeprochen bleiben.“

Ob Elisabeth seiner wohl noch gedachte? Sie hatte ihn so mitleidig angesehen, als er damals Abschied genommen hatte. Und ihm so viel Glück gewünscht, Glück! Als ob er glücklich sein würde, wo sie fehlte. . . .

„Herr Baron, der Kornhändler fragt nach dem Herrn.“

Seling stand auf der Schwelle — mit einem tiefen Seufzer richtete Hans Gregor sich auf.

Die Ernte war im Gange. Schwer fielen die Halme unter den Senen der Mäher zur Erde, künftige Frauen und Mädchen banden die Garben auf. „Wi hebben 'n gat Deel mier Boden as wi in vörrigen Johr“, sagte der alte Bogt freudig zum Herrn, als das eine Feld gemäht war. Nun kommt das Einfahren.

Hans Gregor beobachtete jedes Wölkchen am Himmel. Jetzt nur keinen Regen, Herr Gott im Himmel — denn — ist der Roggen geborgen und eine Summe abgezahlt — dann ist ein großes Stück von Liegenfeld erst mein. So steht er draußen auf dem Felde. Er achtet der brennenden Sonne nicht — morgen soll auch dieser Weizenschlag gemäht werden. Wird er Segen bringen — Wird er lohnen?

In Hans Gregors Hirn wirbelt es, er kann kaum noch rechnen, beten kann er schon lange nicht mehr — er kann nur noch immer und immer wieder fragen: Wird Liegenfeld dir bleiben? Oder ist das Opfer deiner Karriere umsonst gebracht, werden die Gläubiger in kurzer Frist die Derrn sein? Was wird dann aus dir? Zurück zum Regiment — ein armer Offizier? Unentbehrlich! Inspektor auf fremder Scholle? Unmöglich — Amerika der Zukunftsart so mancher zerrückten Existenz.

Hans Gregor achtet nicht darauf, daß es Mittag ist, die Leute ziehen grinsend an ihm vorüber. Er steht am Rande des Weizenackers und blickt fast traumbehangen über die wogenden Aehren, die golden blühen in der Glut der Mittagssonne.

Und da — da kommt sie über den schmalen Fußpfad, der den Weizen vom Bruchacker trennt, die Mittagsgöttin. Hans Gregor blickt wie gebannt hinüber. Das ist das Korngepenst, von dem Seling gesprochen hat — genau so steht es aus. Ein großes schönes Mädchen mit blondem Haar und weißem Kleid, einen Strauß von Kornblumen in der Hand!

Und gerade auf ihn schreitet sie zu — er hat sie gelockt durch seine Gegenwart zur Mittagzeit, wenn die Welt für eine kurze Spanne Zeit in Ruhe liegen soll, — er hat sie gelockt durch seine Habsucht, seinen Eigennutz, der gerechnet hat auf den Erlös der Ernte. Wird sie den Erlös zu Schanden machen? — Ganz nahe ist sie bei ihm — die Sonne flirrt und flimmert in tausend Strahlen um ihr Haar — er sieht nichts mehr und laut aufstöhnend sinkt die kraftvolle junge Gestalt zur Erde.

Ganz langsam, ganz allmählich kommt ihm das Bewußtsein zurück, wie ihn kühlende erfrischende Ströme flutet er es über Stirn und Antlitz fließen, die dumpfe Bewußtlosigkeit weicht allmählich. Verwundert blickt er auf sich — war er nicht in der Sonne umgefallen? Und nun scheint er im Schatten zu liegen, ein großer blauer Schirm ist über ihm aufgespannt. Und immer noch fließen die kühlenden Ströme. Er hebt die rechte Hand zu seinem Kopf — ja — was ist das — um das Pulsgeleit — er vergleicht seine Arme — auch des linken — zieht sich ein schmaler weißer nasser Feigstreifen, auf Stirn und Hinterhaupt liegt ein nasses kühlendes Tuch, es fällt ihm beim jähren Aufblicken fort — wo ist er nur — was ist mit ihm geschehen.

„Ach ja — die Mittagssonne brannte, die er stehen sollte, wie Seling ihm geraten — er that's nicht — und da kam die Mittagsgöttin.“

Und jetzt steht sie wieder vor ihm, aber sie trägt bekannte Bänder, die Bänder von Elisabeth von Vornau. . . .

„Ist Ihnen besser, Herr von Liegenfeld? fragte die klare Stimme freundlich — sehen Sie, ich kam zur rechten Zeit, als Sie hier ohnmächtig umfielen.“

„Gnädiges Fräulein — Sie — Sie nahmen sich meiner an, Sie sind die Spenderin der wohlthätigen Umschlüge.“

„Die Sie, wie ich sehe, von sich geworfen haben — so — hier ist ein anderes — sie fällt dabei geschickt und selbstverständlich ein Tuch, welches sie soeben im nah vorüberfließenden Bach gespült hat, zusammen, blickt sich um und winde es ohne alle Ziererei kunstgerecht um Stirn und Haupt des jungen Mannes. Dann bemächtigt sie sich seiner Hände und erneuert die Umschlüge um das Pulsgeleit. Dabei plaudert sie unablässig: „Ich bin seit zwei Wochen hier in Herzfeld zu Gast. Ida Winkler ist meine Cousine. Sie kennen Winkler doch auch?“

„Ich verkehre aber wenig in der Nachbarschaft.“

„Das ist nicht recht, Herr von Liegenfeld — Sie sollten kein Einsiedlerleben führen.“

„Ein sorgenvoller Mensch taugt nicht zum Verkehr mit anderen“, wirft Liegenfeld ein.

Elisabeth sieht ihn mitleidig an, aber sie antwortet nicht, sie weiß daß Niemand da ist, der seine Sorgen ihm tragen hilft.

Und sie kennt ihn so sorglos, so heiter. Das junge Gesicht vor ihr, welches unter dem weichen Verband hervorsteht, hat jetzt — nach wenig Monaten — einen ganz anderen Ausdruck. Nun trifft sie sein Blick einen Augenblick — tief und fragend.

Sie lächelt — und zeigt mit der Hand auf ihr weißes Kleid, welches ganz und gar in Fäden um sie hängt.

„Ja, — den weißen Rod mußte ich opfern, um die Umschlüge zu machen — mein kleines Taschentuch hätte nicht ausgereicht.“

„Wie mir das leid thut“, sagte er erschrocken und bedauernd, „das schöne Kleid — um meinetwillen.“

„Was liegt am Kleide, Herr von Liegenfeld, wenn es gilt, hilfreich zu sein.“

Wieder eine Pause.

Liegenfeld richtet sich auf: „Mir ist jetzt ganz wohl, mein gnädiges Fräulein, ich denke ich werde nach Hause gehen können — aber Sie — wie kommen Sie nach Herzfeld?“

Arnold Winkler wollte mich an den Siebenbürgen erwarten, er war hinüber nach Gosdorf gefahren und ich hatte einen Krankenbesuch in der Kolonie gemacht — nun wird er schon daheim sein, da er mich nicht getroffen hat. Oder — kommt er da erst?“

Es tönte Räderrollen in nächster Nähe ein leichter Wagen biegt um die Waldecke, zwei lebhaftes Zudeckpferde, von einem stattlichen sonnenverbrannten Manne gelenkt!

Elisabeth läuft dem Wagen entgegen. Arnold — Arnold — ich bin hier.“

Mit einem kräftigen Griff zügelt Winkler die Pferde, mit einigen Worten hat das junge Mädchen ihn verständigt.

„Der arme Kerl — eine Lipothymie — gut, daß er Hilfe bekam.“

Die jungen feurigen Pferde nehmen Arnold Winklers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er hört nicht, was hinter ihm die beiden jungen Menschenhänder zu verhandeln haben.

„Elisabeth — Sie haben mir heute das Leben gerettet — darf ich dies Leben nun, was ich Ihnen danke, auch Ihnen weihen — wollen Sie mein Weib werden, das Weib des Landwirts, der sich plagen muß, nicht das des flotten glänzenden Offiziers, den Sie damals kannten?“

Da lächelte das schöne Mädchen leise: „Hans Gregor — ich liebe den Mann und nicht den Rod — ich will neben dir stehen und dir deine Sorgen tragen helfen — dann . . .“

„Ja — dann Elisabeth — dann werden wir wohl mit den Pflichten fertig werden — nicht wahr?“

Seling steht auf dem gewohnten Platz der Veranda — sie hat heute ernsthafte Sorge um den Herrn — und der kommt auf dem Herzfelder Wagen mit dem Herzfelder Herrn?

Aber Gott sei dank! — er ist heil und gesund — und so strahlend hat Seling ihn lange nicht gesehen, wie in diesem Augenblick, wo er seinen Arm um das erschlaffte Mädchen legte und sie hinführt zur Pflegerin seiner Kinderjahre:

„Sehen Sie — Seling — Sie haben mich so gewarnt vor der Mittagsgöttin, und da sie mir heute erschien — daß ich sie gleich festgehalten für immer . . .“

Rh.-Westf. Handels-Lehranstalt,

Dir. E. Schreiber, (an der Rheinstraße 103, 1. Et. (an der Angstrasse).

Prima hiesige Referenzen.

Frequenz 1902/03:

260 Schülerinnen und Schüler.

Am 13., 15. und 17. Juli

Beginn neuer Schreiblehrkurse

in Kaufm., Beamten-, Kops- und Mundschrift nach der weltbekannten

Schreiber'schen Methode

unter Garantie des Erfolges. Selbst die ungeschulten und ungewandtesten Hand erlangen eine elegante geläufige Schrift. Der Unterricht wird streng individuell erteilt. Für Schülerinnen und Schüler ermäßigte Preise.

Schreibersfolg

Whim Dreyfuss

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Prof. Dr. Winkler

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse.

900



Nr. 160

(2. Beilage.)

Samstag, den 12. Juli

1903.

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Émile Gautier.

Fortsetzung.

Sie wies mit einem Blicke auf den Wandschirm, den sie bis dahin niemals gesehen und fragte:

„Warum dieses häßliche Möbel?“

„Lassen Sie mich nur machen“, antwortete Lemoine, „lassen Sie mich nur machen! Dieses „häßliche Möbel“ hat schon seinen Nutzen, einen großen, großen Nutzen.“

Elena war wieder in ihre Lethargie verfallen und hörte schon nicht mehr die Worte des Freundes.

„W!“ fuhr Lemoine halblaut, wie zu sich selbst sprechend, fort. „Mit Bleiweißfarben bestrichen, oben verglast, unten mit schwarzem Stoff überzogen; der Teufel soll's holen, wenn das häßliche Möbel nicht die X-Strahlen aufhält. Wenn man die Ursache gefunden, muß man ihre Folgen unterdrücken.“

Eine unwiderstehliche Neugierde trieb ihn wieder nach der Wand, wo vorhin noch das Bett der Baronin stand. Er legte das Ohr an und horchte. Lange blieb er in dieser Stellung, dann rief er Martin herbei und bat ihn, gleichfalls zu forschen.

Eine lebhafteste Ueberraschung malte sich auf den Gesichtern der beiden Gelehrten.

„Ganz eigenthümlich“, sagte endlich Olivier Martin. „Um solche furchtbare Verheerung anzurichten, bedarf es unbestreitbar einer ganzen Maschinerie von kolossaler Kraft.“

„Man müßte doch durch die Mauer hindurch, wenn nicht gerade das Knattern der Funken, so doch bestimmt das Geräusch der Batterie hören.“

„Aber man hört nichts, gar nichts!“

„Vielleicht hat der Apparat zu arbeiten aufgehört; vielleicht läuft er nicht den ganzen Tag.“

Statt aller Antwort deutete Lemoine auf die radioskopische Platte, welche er wieder von dem Fauteuil genommen und vor die Wand gebracht hatte.

Der Raum war, seitdem Madame Lavardens die Läden und Vorhänge geöffnet hatte, von hellem Tageslicht überfluthet, das Leuchten der Platte erschien deshalb weniger strahlend als bei den vorhergehenden Versuchen.

Immerhin war das Phosphoresziren des Baryum-Platin-cyans nicht zu verkennen.

Lemoine schützte jetzt die Platte mit dem Zipfel seines langen Gehrock gegen das Licht, und sofort erschien das Phänomen mit all seiner verrätherischen Stärke.

Die X-Strahlen waren nicht erloschen; sie sandten ununterbrochen und unsichtbar, die mörderischen Wellen durch die Dicke der Mauer.

Lemoine forschte Madame Lavardens aus, welche das Haus kannte. Was war dort hinter der Mauer?

Aber Madame Lavardens vermochte ihm nicht mehr zu sagen, als daß das anstoßende Zimmer eine Art Bibliothek und Rauchzimmer sei, in welchem sich der Baron mit diesem oder jenem der Intimsten der Intimen einschloß, um dort vertrauliche Gespräche zu besprechen.

Wenn er dort allein oder in Gesellschaft weilte, verbot er strengstens, ihn zu stören.

Die alte Beschließerin, welche im Hause war, seitdem der

(Nachdruck verboten.)

Baron dort eingezogen, wurde geschickt ansgefragt und lieferte denn auch thatsächlich recht interessante Details.

An dieses Rauch- und Bibliothekzimmer stieß eine Dunkelkammer, zu welcher man durch eine breite Thür gelangte, welche mit Spiegeln verdeckt war. Diese Dunkelkammer war genau so lang wie die Mauer, welche die beiden Räume voneinander trennte, und blieb stets hermetisch verschlossen. Der gnädige Herr trug den Schlüssel stets bei sich. Man vermuthete, daß er dort photographische Versuche oder Entwicklungen machte.

Lemoine und Martin sahen sich an.

Dieses Detail war entschieden ein Verdachtsgrund mehr. Aber immer noch nichts Entscheidendes, immer noch kein schlüssiger Beweis.

Wie die Sachen lagen, hatten diese Aussagen keinen richtigen Werth, sie konnten nur die Ueberzeugung der beiden Aerzte, wenn nöthig, noch mehr befestigen.

In jenem geheimen Kabinett mußte die märchenhafte Mordmaschine aufgestellt sein, die ihr schauerliches Werk nur zu gut verrichtete.

In diesem Augenblick erschien Saint-Magloire in der Thüröffnung.

Sorgfältiger als je hatte er seine Schmerzbewegke, angstvolle Maske zurechtgelegt, welche er seit einigen Tagen überall mit sich herumtrug.

Aber kaum hatte er die vorgenommene Veränderung im Zimmer bemerkt, als diese Maske fiel und einer wüthenden Gesichtszerrung Platz machte.

Seine Augen schossen Blitze, seine Zähne knirschten, das ganze Gesicht verzog sich zu einer häßlichen, thierischen Grimasse. Wie eine wilde Bestie stand er da, dem eine andere von gleicher Stärke die Dente entreißen will.

Diese Veränderung in seinem Gesicht kam und verschwand schnell wie ein Blitz.

Aber Lemoine hatte sie bemerkt.

Aufrecht stand er da, mitten im Zimmer, und schaute dem Baron mit durchbohrenden Blicken in die Augen. Er war auf jeden Angriff gefaßt.

Eine Sekunde lang kreuzten sich die Augenblicke der beiden Männer wie zwei scharfe Klingen.

Lemoine täuschte sich nicht mehr, der Mann, der dort vor ihm stand, war ein auf frischer That erappter Mörder.

Einen Kampf auf Leben und Tod, heißer als je, wollte er beginnen.

Der Baron hatte ebenfalls die ganze Situation erfaßt.

Aber mit der bewundernswerthen Kaltblütigkeit und der erstaunlichen Selbstbeherrschung, welche in furchtbaren Momenten aus ihm ein fast übernatürliches Wesen machten, gewann er schnell seine Fassung wieder.

Dieser Teufel in Menschengestalt war im gegebenen Augenblick fähig, mit einer nervösen Willensstärke und Energie das Schlagen seines Herzens zu unterbrechen und den Blutumlauf in den klopfenden Adern zu verlangsamen.

Er beherrschte nicht nur seine Erregungen, das Bittern seines Körpers, sondern auch das automatische Arbeiten der Lebensorgane selbst.

Er bot der Gefahr die Stirn, deren furchtbare Größe er in einem Augenblicke erkannte. Das Gesicht hatte sich geglättet, und sein ängstlicher, schmerzlicher Ausdruck war zurückgekehrt. Mit ganz unbefangener, natürlicher Stimme, in welcher nicht die leiseste Aufregung zitterte, sondern nur eine den Umständen angemessene, leichte Ueberraschung lag, fragte er, was dieser unerwartete Umzug zu bedeuten habe.

„Warum hat man denn das Bett von seinem Platze gerückt, Herr Doktor? Hatten Sie Furcht, unsere arme, liebe Kranke könne in jener Ecke unter dem Zug leiden?“

„Allerdings, Herr Baron“, antwortete Lemoine, der mit übermenschlicher Anstrengung sich ebenfalls bemüht hatte. „Allerdings, ich fürchte den Zug. Sie wissen ja, wie empfindlich die Baronin für die geringste Temperaturschwankung ist. Sie hat die Hyperästhesie im höchsten Grade — Ich habe es auf mich genommen, sie hierher transportieren zu lassen, wo sie weniger jenen Unannehmlichkeiten von da drüben ausgesetzt ist, und um keine Vorsichtsmaßregel außer Acht zu lassen, habe ich diesen Wandschirm vor das Bett stellen lassen —“

Saint-Magloire lächelte mit seiner, höflichen Ironie, seine weißen Zähne erschienen wie die eines Wolfes.

Er beugte sich über Elena, welche noch immer unbeweglich dalag, und küßte sie auf die Stirn.

Als er sich aufrichtete, hatte er seinen alten Gesichtsausdruck wiedergewonnen. Niemand hätte die entsetzlichen Gedanken ahnen können, welche sich hinter dieser hohen Denkerstirn des Komödianten und Verbrecherhauptecklings jagten, hinter dieser Stirne, auf welcher nur der Schatten von Kummer, Sorge und Schmerz lag.

„Thun Sie, was Sie für das Beste halten“, murmelte er beirrt, während er Lemoine und Martin mit einem Kopfschütteln grüßte, „thun Sie Ihr Bestes, nur retten Sie mir Elena!“

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als die angenommene Würde und die gutgespielte Rolle des unglücklichen Gatten wie mit einem Schlage fiel.

Die Bestie erwachte wieder.

Die ganze ungeheure Wuth, welche ihn seit zehn Minuten gepackt hatte, brach los.

„Dieser verfluchte Quacksalber ist also auch Gedankenleser“, knirschte Saint-Magloire, „wenn er nicht gar der Satan in Person ist. Wie hat er das Geheimniß ergründen können, welches Sokolow trotz seines Genies kaum in den Kopf gekommen wäre? Aber keine Minute darf jetzt verloren werden, das corpus delicti verschwinden zu lassen. Es könnte kompromittirend werden, wenn man einen solchen Spürhund auf den Fersen hat.“

Später werden wir sehen, wie wir unsere Rechnung zu begleichen haben.“

Während er so seine Drohungen zischte, war Saint-Magloire nach dem Bibliothek- und Rauchzimmer gegangen, welches an das Zimmer Lenas stieß, und hatte sich dort eingeschlossen.

Die Lage der Zimmer und der Dunkelkammer war so, wie sie Madame Ravardens und die alte Beschließerin beschrieben hatten.

Der Baron zog einen Sicherheits Schlüssel, der an einer starken Stahlfeder hing, aus seiner Tasche und öffnete die Spiegeltür des geheimen Kabinetts, in welchem er verschwand. Einige Minuten später trat er wieder heraus und trug unter jedem Arm einen riesigen Glasbehälter, der bis zur Hälfte seiner Höhe mit einer dicken Schicht schwarzen Firnis überzogen und bis an den Rand mit einer ganz merkwürdigen Substanz gefüllt war, einer metallischen, glänzend weißen, von einem feinen rosa Schimmer überflogenen Masse.

Er stellte die beiden Glasbehälter vorsichtig in einen Koffer und trug denselben, nachdem er alle Thüren wieder sorgfältig hinter sich verschlossen hatte, selbst hinunter, stieg in seinen elektrischen Motorwagen, welcher vor der Thür hielt und fuhr mit vollem Strom einem unbekannten Orte zu.

Jede Spur eines begangenen oder wenigstens versuchten Verbrechens war verschwunden.

Lemoine und Martin hatten richtig oder fast richtig gerathen.

Saint-Magloire hatte nicht vorgehabt, seine Frau mit X-Strahlen aus dem Wege zu schaffen, dazu hätte es zu großer, hinderlicher und besonders zu lärmender Apparate bedurft.

Sein höllisches Genie hatte ihm eine ähnliche, aber noch gefährlichere und dabei diskretere Prozedur eingegeben.

Er hatte die X-Strahlen durch das „Radium“ ersetzt, jenes eigenthümliche Metall von fabelhaftem Durchleuchtungsvermögen, das, wahrscheinlich auf Grund eines fortgesetzten Verfliegens winzig kleiner Partikelchen, die dicksten Mauern, die stärksten Wände durchdringt, und das an Wirkung die X-Strahlen noch übertrifft, ohne Lärm zu verursachen oder eine besondere Inszenirung oder Bedienung zu erfordern.

Ein scheußlicherer Anschlag war wohl niemals ausgedacht, mit solcher wissenschaftlichen Raffinirtheit durchgeführt worden.

Es bedurfte des ganzen Scharfsinns Lemoines und Olivier Martins, um, unterstützt von einer Reihe glücklicher Zufälle, diesen dämonischen Plan zu vereiteln, welcher in gewisser Hinsicht wegen seiner fast magisch erscheinenden Inszenirung an die Hirtengespinste der Alchimisten und Zauberfünftler des Mittelalters erinnerte.

Am andern Morgen versuchte Lemoine, welcher die Nacht über am Bette Lenas gewacht hatte, an dem sich der Baron gegen seine Gewohnheit nicht mehr gezeigt, noch einmal das Experiment mit dem Radium-Platinum.

Dieses Mal leuchtete jedoch die Platte nicht mehr.

Der Doktor, welcher ja nicht im Entferntesten an das Radium-Metall dachte, nahm, daß Saint-Magloire seine Crookes'schen Röhren außer Betrieb gesetzt habe.

Von diesem Tage an begann sich der Zustand der Baronin zu bessern.

Elena war gerettet.

Die hohe Wissenschaft hatte, in den Dienst des Guten gestellt, wieder einmal die höllischen Machinationen dieser selben hohen Wissenschaft im Dienste des Bösen zu überwinden vermocht.

Die pathologischen Wirkungen der Ausströmung des Radiums, welches jetzt aufgehört hatte, wie ein fortgesetztes Bombardement, wie ein Wetterleuchten giftige Atome durch die Mauer zu schleudern, gingen an, zu verschwinden.

Jetzt, wo die Ursache des Uebels beseitigt war, mußte die Natur weiter helfen; der kräftigen Konstitution Lenas mußte man das Weitere überlassen. Die Heilung würde zweifellos sehr lange dauern, aber sie war gesichert.

Wochen und Monate würden darüber hingehen, unendlich sorgfältige Pflege würde nöthig sein, denn der ganze Organismus war in seinen innersten Quellen angegriffen worden und hatte eine ganz furchtbare Erschütterung erlitten. Aber Elena würde gewiß ihre frühere Kraft, Geschmeidigkeit, Friische und Schönheit wieder erlangen.

Die Freude des verliebten Doktors wäre vollständig und ohne Grenzen gewesen, wenn er nicht von neuem den Lenas seinen Händen hätte entschlüpfen sehen, seine Rache hätte bis auf weiteres verschoben werden müssen.

Die anlagenden Umstände mehrten sich von Tag zu Tag, der Verdacht wuchs von Minute zu Minute, aber der materielle Beweis, der es möglich gemacht hätte, einen dieser niederschmetternden Keulenschläge, von denen sich auch der Stärkste nicht mehr erholt, gegen den Baron zu führen, dieser materielle Beweis blieb nach wie vor unauffindbar.

43. Kapitel.

Doktor Lemoine trat bei dem Chef der Geheimpolizei ein.

„Oho! Alter Anabe! Du scheinst Dich nicht zu langweilen! Empfängst der Mensch schöne Frauen, während seine Freunde das Vorzimmer bewundern?“

„Du wirst schon entschuldigen“, versetzte Cardec, „wenn ich Dir sage, daß die Person, welche ich empfinde, keine andere als diese schöne Germaine Reyval ist. Glaubst Du nun noch, daß ich nur ans Flirten dachte?“

„Die Reyval hier! Alle Wetter! Giebt's etwas Neues? Das riecht ja ganz merkwürdig! Brennt die Schürze?“

„Vielleicht, lieber Freund. Ich weiß noch nicht, wo uns die Sache hinführt. Vielleicht kommt diese Person nur wegen irgend einer dieser kleinen Unannehmlichkeiten, welchen alle die unterworfen sind, die sich in das Pariser Leben hineinstürzen. Aber auf alle Fälle werde ich die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, um einige uns nützliche Auskünfte aus ihr herauszupressen.“

„Das ist ja Deine starke Seite — darauf verstehst Du Dich ganz prachtwoll —“

„Bei den Frauen ist das gewöhnlich sehr leicht — ganz besonders, wenn sie erzürnt sind — Wer könnte jemals ergründen, was in der Seele einer Frau vorgeht! In dieser, zum Beispiel, die von Saint-Magloire mit Liebe und Gold überhäuft wurde! Es wäre gar nicht so erstaunlich, wenn sie in einem Wuthanfall oder einer augenblicklichen Enttäuschung mit wahrer Wollust auf seinem Schädel einen Zuderhut pulverisiren würde.“

„Das wäre sehr zu wünschen.“

„Wir werden sehen. Sie wird heute Abend wiederkommen. Sie weiß vielleicht sehr viel, und ich verspreche Dir, sie zu einer Weichte zu treiben, so ausführlich wie nur irgend möglich.“

(Fortsetzung folgt.)

Das gebeugte Mütterlein.

Hat das Alter dich gebeuget,
Oder war's des Lebens Last?
Trägst du auf gekrümmtem Rücken,
Was du schon gebildet hast? —
O wie schwer muß deine Bürde,
Die du schweigend ludest, sein! —
Reigst du doch so tief dein Antlitz,
Altes, graues Mütterlein.
Harre aus, du arme Alte,
Bald, ach, bald bist du zu Haus;
Drüben winkt des Gärtleins Pforte,
Drüben, ja, da ruhest du aus.

Eppenhain i. Taunus.

Johanna Gasser.

Nachdruck verboten.

Max und Moritz.

Eine Pferdegeschichte von Wilhelm Rodewald.

„Lieber Freund! Deine Mittheilung von Eurer Ankunft in Marienhagen zur Sommerfrische hat mich sehr gefreut! Unserer Verabredung gemäß, werde ich mit meinem Wagen (samser Bread, ganz neu!) Euch am Dienstag zu einer Spritzfahrt nach Göttingen abholen. Bitte aber früh aufzustehen, damit wir den ganzen Tag zu Verfügung haben. Empfiehl mich bitte Deiner Gattin! Auf Wiedersehen!

Neringen, den 12. Juli.

Eurer Albert Ruckd.

Die Ansichtskarte der ehemaligen „Residenzstadt“ Neringen (es befindet sich dort thatsächlich eine alte fürstliche Burgruine), welche die obigen Zeilen enthielt, rief in der wohlthunenden Eintönigkeit unserer Sommerfrische, (die wir bisher außer mit Essen und Trinken mit Spazierenbummeln, Himbeerjuchen und gelegentlichem, nicht allzu anstrengendem Bergsteigen ausgefüllt hatten, getheilte Wirkungen hervor.

Mein Freund Ruckd. war nämlich von Beruf Kaufmann, ein richtiger „Ellenreiter“, der jahrelang in einem der größten Geschäfte der Provinzialhauptstadt thätig gewesen, bislang unbeweibt war, und sich, weil er in der Wahl seiner Eltern ziemlich vorsichtig gewesen war, auf sein Heimathstädtchen Neringen zurückgezogen hatte, um dort in aller Beschaulichkeit das Leben eines Landkaufmanns in Modewaaren pp. zu genießen.

Als wir in der Hauptstadt vor einem halben Jahre Abschied nahmen und er erfuhr, daß wir in der Nähe seiner Heimath unsere Sommerfrische aufzuschlagen gedächten, proponirte er damals schon allerhand Ideen, wie wir uns dort gemeinsam emüßigen wollten. Vorsichtshalber hatte ich ihm erst in der dritten Woche geschrieben, daß wir da seien, weil ich seine Opfermuth kannte und ihn nicht unnöthig seinen Geschäften entziehen wollte.

Wenige Tage nachher traf seine Antwort ein, die wie gesagt, in unserer Familie sehr verschiedenartige Wirkungen hervorrief. Zwar freuten wir uns darauf den alten lieben Freund wieder zu sehen, aber meine Frau setzte begründete Zweifel in seine Eigenschaft als Kosselenter und meinte: „Wenn das nur keine Porzellanfahrt wird!“ Ehrlich gestanden, hielt ich ihre Befürchtungen nicht für unbegründet, ließ das aber nicht erkennen.

Unsere Kinder, voran unser Junge, schwärmten natürlich die Tage bis zu Alberts Ankunft von der in Aussicht stehenden Fahrt. Mein Junge, der sich in der Sommerfrische meist im Stalle unseres Gastgebers, eines größeren Oekonomen, und mit dessen Pferden auf dem Felde aufgehalten hatte, rechnete fest darauf, daß „Onkel Ruckd.“ ihn kutschieren lassen werde und renommirte, wie das Sextaner gerne thun, mit seinen hippologischen Kenntnissen.

So wurde meines lieben Freundes Alberts Ankunft von uns allen mit Spannung erwartet.

Zweimal warteten wir aber zu großer Erleichterung meiner Frau vergebens. Am Dienstag erhielten wir eine Karte, die den Besuch auf Donnerstag verschob und am Donnerstag telegraphirte Albert, daß er erst am Samstag, dann aber ganz bestimmt, kommen werde.

Meine Frau fing bereits an, ironisch zu werden und meines Jungen Gesicht wurde von Tag zu Tag länger.

Am Samstag hatten wir auch bereits auf unsern Besuch verzichtet, als um 2 Uhr Nachmittags ein Peitschenknallen vor der Thür uns aus dem Wittagschlaf schreckte.

Richtig, da hielt ein Break vor der Thür unseres Hauses, ein feister Schimmel davor und auf dem Boche saß unser Albert Ruckd., mit einer funkelnagelneuen Peitsche bewaffnet.

Es währte nicht lange, so hielten unsere Kinder, die unten spielten, den Wagen besetzt und als die Begrüßung vorüber war half es nichts mehr, wir mußten uns zu einer Spazierfahrt rüsten.

Während meine Frau die Kinder anzog, sprach ich unten im Fremdenstübchen meinem Freunde Albert die gebührende Bewunderung über sein schönes Gespann aus.

„Ja, weißt Du,“ erwiderte er nicht ohne Stolz, „dies ist nicht mein einziges Gespann. Ich habe, da mein Bruder bei mir wohnt und auch oft über Land fährt, noch einen leichten Jagdwagen zu Hause und auch einen Braunen dazu. Jamoses Pferd, mein Max da draußen, was?“

Ich stimmte ahnungslos zu, denn der Schimmel sah wirklich gut aus.

„Mein Moritz ist aber noch besser“, erklärte mir Albert. „Wenn ich das nächste Mal komme, sollst Du auch ihn kennen lernen!“

„Also Max und Moritz heißen Deine Gänse?“ erwiderte ich belustigt ob dieser Namensgebung. „Na, hoffentlich gleichen sie nicht ihren Taufpaten, den bösen Buben?“

„Wo denkst Du hin!“ gab er, fast pöfend, zurück. „Ich sage Dir, der Max hat eine Ausdauer, wie selten ein Pferd und dabei ein flotter Gänger, dem nichts zuviel wird. Na, Ihr werdet sehen!“

Und während wir einen Schoppen „Dunkles“ tranken, erzählte er mir noch weiter von den Tugenden seiner Pferde und ich wunderte mich im Stillen, wie der Mensch, der so augenscheinlich für das Land geschaffen war, sich so lange Jahre in der Stadt hinter dem Ladentisch herumgedrückt hatte.

Bald darauf stand meine ganze Familie gerüstet draußen beim Wagen.

Ungebuldig scharrte der Schimmel mit den Hufen, während Albert das Geschirr in Ordnung brachte.

Unser Junge mußte selbstverständlich den Bodsig neben Freund Albert bekommen, oder vielmehr, er hatte ihn schon eingenommen und sich auch bereits in den Besitz der Peitsche gesetzt.

Ich half meiner Frau und den beiden Mädchen beim Einsteigen, Albert schwang sich in demselben Moment auf den Bod und gerade wollte auch ich mich mit Grazie in den Wagen schwingen, als der gute Max sich in Trab setzte und, mich zurücklassend davonzog.

„Drr! Max! Drrr!“ rief Albert und zog die Leine fest an, aber Max war durchaus nicht gesonnen, schon so bald wieder stehen zu bleiben und mir blieb nichts übrig, als die erste Viertelstunde im Staube der Landstraße hinter meinen Angehörigen herzutreiben, bis es Max endlich einfiel, einen Augenblick so langsam zu gehen, daß ich einsteigen konnte.

Alles lachte natürlich und ich mußte meine stille Wuth noch hinunter schlucken, denn als ich wegen Maxens guter Eigenschaften einen Zweifel äußern wollte, meinte Albert: „Ja, siehst Du, das ist Rasse in dem Pferde. Stillstehen thut er nicht gern, aber sonst ist er eine Perle von einem Gaul! Ho — — hopp!“

Wir fuhren just in die am Eisenbahndamm entlang führende Chaussee und in dem Moment kam der Frankfurt-Hamburger D-Zug uns entgegengebraust. Unser Max senkte den Kopf und fort ging es in einem Galopp, daß uns Hören und Sehen verging. Unwillkürlich faßten meine Frau und ich nach den neben uns sitzenden beiden Mädchen, und wenn es uns auch gelang, unsere Töchter festzuhalten, so flog doch der Gut unserer Jüngsten in den Chausseegraben.

Nach einem kleinen Kilometer-Galopp beruhigte sich Maxen soweit, daß unser Junge aussteigen konnte, den Gut wieder zu holen.

„Ach! das hat nichts auf sich!“ wendete sich Albert zu uns, als er hörte, daß meine Frau von „Absteigen und lieber Fuß gehen“ redete. „Aber bei all seinen vorzüglichen Eigenschaften hat mein Max den Fehler, daß er nicht gut Eisenbahnzüge leiden kann. Geht aber vielen Rassepferden so!“ tröstete er uns. „Sehen Sie!“ wandte er sich wieder zu meiner Frau, „jetzt geht er im gemüthlichsten Trab!“

Wirklich schien der brave Max sich jetzt netter zeigen zu wollen und trabte auf der sonnigen Chaussee ganz gemüthlich dahin.

„Jetzt könnte ich ihn ohne Zügel laufen lassen“, sagte Albert. „Komm, Hermann, nimm einmal die Zügel, ich möchte mir jetzt eine Cigarre anstecken!“

Unser Junge hatte schon lange auf diesen Augenblick gewartet. Er nahm aber nicht nur die Zügel, sondern auch die Peitsche und ließ sie über Maxens Rücken laufen.

Im nächsten Augenblick bröhlte unser Wagen von einem Schläge wieder, der uns alle durcheinanderwarf. Die Kinder schrien laut auf, meine Frau wurde blaß und Albert riß mit

einem lauten Fluch, indem er die Cigarre fortwarf, unserm Herrn die Bügel aus der Hand.

„Junge, um Gotteswillen nicht die Peitsche gebrauchen, das kann Max nicht leiden!“ rief er aus und wischte sich mit der Hand den beim Anzünden der Cigarre verbrannten Schnurrbart zurecht. „Das macht er immer so“, sagte er, als der Gaul sich beruhigt hatte, hinzu. „Wenn er die Peitsche bekommt, schlägt er hinten aus.“

Ich muß gestehen, daß Maxens Tugenden in meinen Augen zu verbunkeln begannen und wenn ich auch meine Frau und die Kinder beruhigte, so wurde mir doch nicht mehr so ganz wohl während der Fahrt.

Albert ließ aber auf sein Pferd nichts kommen und eine Weile ging es wirklich wieder gut.

Nur vor Göttingen bekamen wir Gesellschaft. Ein anderes Gefährt fuhr von Weende aus hinter uns her und im schlanken Trabe waren wir bald dicht vor den Thoren Göttingens eingelangt. Von einer sanften Anhöhe fällt die Weender Chaussee hier ab und Max strebte trotz der angezogenen Bremse lustig vorwärts, um mit einem Male wie angewurzelt stehen zu bleiben. Der uns folgende Wagen konnte natürlich nicht so schnell halten und im nächsten Augenblicke hatten wir den Kopf des uns folgenden Pferdes im Sitzkasten unseres Wagens zwischen den Knien.

Neuer Schrecken! Schimpfen und Fluchen auf beiden Seiten. An dem Wagen war glücklicher Weise nichts labirt aber der Braune des anderen Gefährts hatte sich an der eisernen Lehne unseres Wagens eine Kopfwunde zugezogen und mit seinem Nüsterschäum das Kleid meiner Knechte übel zugerichtet.

Und der Grund? Max besaß neben seinen anderen Eigenthümlichkeiten die kleine Eigenheit, bei gewissen jedem Pferde von Zeit zu Zeit notwendigen Verrichtungen auf dem Fleck stehen zu bleiben. Wenn er damit einem angeborenen Reinlichkeitsdrange gefolgt war, so that das nach Alberts Ansicht seinen sonstigen Vorzügen keinen Abbruch. Wenn uns nur der andere Wagen nicht so unmittelbar gefolgt wäre, dann hätte dabei ja auch nichts passieren können. Jedenfalls war seine Ansicht nach Max an dem Zusammenstoß unschuldig.

Ich wagte nicht zu widersprechen, denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich auch noch unsern Rutscher durch abfällige Bemerkungen gereizt hätte. Aber ich gelobte mir und den Meinen, obwohl ich sonst nicht verschwenderisch bin, eine Extrabulle, wenn wir mit heiler Haut wieder in Marienhagen anlangen würden.

So kamen wir nach Göttingen hinein. Albert ließ seinen edlen Ducephalus langsam gehen. Das war aber auch nöthig.

In Göttingen hat man nämlich, wie in vielen anderen Städten, Kanalisation und mitten im Straßenpflaster befinden sich die eisernen Dedel der Luftschachte.

Vor diesen Dedeln hatte nun unser sonst so furchtloser Max eine unüberstehliche Abneigung und war nicht zu bewegen, über einen derselben hinwegzuschreiten. Was ihn dazu bewog, war selbst Albert unerklärlich. Aber wer vermag die seelischen Geheimnisse eines Rassepferdes zu ergründen?

Albert hielt es jedenfalls für gerathen, der Aversion seines Max gegen Kanaldeckel Rechnung zu tragen und so fuhren wir im reinen Zickzack durch Göttingen.

Selbstredend hatten die auf den Straßen promenirenden Mäusenöhne die schwankende Linie unserer Fahrtrichtung bald bemerkt und wir bekamen allerlei anzügliche Zurufe zu hören. „Häuler her!“ und dergleichen. Auch mit einigen Weibern, die ihre Gemüthsarten am Fahrbaum stehen hatten, bekamen wir unangenehme Kontroversen.

Das Beste aber sollte noch kommen.

Meine Frau war in der Weenderstraße abgestiegen, um für den Kaffee, den wir auf dem Rhons einnehmen wollten, Gebäck zu kaufen. Einen Augenblick hatte Max sich zum Stillstehen bewegen lassen, war dann aber gemüthlich weitergetrabt.

Wir bogen in eine Querstraße ein, Albert sprang vom Bod und hielt Max am Kopfe fest, ihn durch gute Worte und Zuder zum Stillstehen bewegend, damit meine Frau wieder ihren Platz einnehmen konnte.

Wir hielten dicht am Trottoir der schmalen Straße. Als das Einsteigen glücklich vor sich gegangen war, schwang auch Albert sich mit kühnem Sprunge auf seinen Sitz — und in der nächsten Sekunde saß unser lieber Max oder stand vielmehr mit kühnem Sprunge — im Schaufenster einer Pianofortehandlung! —

Was weiter folgte, brauche ich nicht zu schildern. Mit dem Eigenthümer der zerschmetterten Fensterscheibe wurde Albert eher fertig, als mit uns, die wir herzensfroh waren, nicht auch in Trümmer gegangen zu sein.

Albert hat es vieler Ueberredungskünste bedurft, uns zu bewegen, auf dem Heimwege uns noch einmal dem „Schinder“ wie ihn unser, in stalttechnischen Ausdrücken erfahrener Junge nannte, anzuvertrauen. Aber zu Alberts und Maxens Ehrenrettung muß ich konstatiren, daß uns auf dem Heimwege nichts mehr begegnete.

Zwei Tage später besuchte uns Albert mit Moriz, dem Braunen. Wir haben aber darauf verzichtet, die Tugenden dieses edlen Thieres aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, sehr zum Leidwesen unseres Freundes Albert, der behauptete, daß es zehn Meilen in der Runde kein Pferd gebe, daß seinem Moriz das Wasser reichen könnte.

Räthsel und Aufgaben.

Versteckträthsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist ein Wort versteckt. Die richtig gefundenen Wörter geben nacheinander gelesen, ein Citat aus Maria Stuart.

1. Den Neubau haben wir uns gründlich an. 2. Der Thee gefällt mir nicht, ich werde die Sendung dem Kaufmann zurückschicken. 3. Wenn alle am Tage fahrende Rüge nicht stimmen, wirst du wohl den Nachtzug benutzen müssen. 4. Versprich täglich mir einige Zeilen zu schreiben. 5. In Innsbruck einigten wir uns über unseren Reiseplan. 6. Die übrige Gesellschaft kam später, vorher zeigte sie mir ihre Skizzen.

Füllräthsel.

Die Punkte sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben einen Erdtheil bezeichnen. Die Mittelbuchstaben nennen eine dänische Insel.

. l . e .
. i . t .
. b . n .
. o . l .
. s . a .
. a . n .
. h . e .

Die Wörter bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge: ein Gefäß, Gebirge in Amerika, eine Grube, biblischer Name, theatralische Bezeichnung, Flachland und eine Insel im kleinen Welt.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Doppelräthsel.

Ger — Jäger
man — Osmann
Ton — Anton
der — Eder
gar — Dagar
das — Fudas
gen — Magen

J o a h i m.

Tauschräthsel.

Beile, Engel, Nacht, Gulel, Jobel, Uhr, Eisen, Fahr, Aber.

Venezuela.

Verwandlung.

Bremen, Menzel, Zelle, Leber, Berlin, Laubau, Banner, Herwi, Bifar, Karte, Zegel.

Rebus.

Vorgen kumpft der Wirtschaft Spitze ab.

(Shakespeare.)



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Poetische Reminiscenz.

Richter: „Wie alt sind Sie?“
 Eugénie: „Drei Jahrzehnte schauen auf mich herab!“

Modern.



Wirtin: „Also, der Herr haben ein Bier, ein Butterbrot und Käse, macht 42 Pfennig, dann 24 Ansichtspostkarten, macht 2 Mark 40 Pfennig.“

Auch wahr.

A.: „Siehst Du, dieses Haus ist von den Tränen, Seufzern und Stöhnen der Menschen erbaut.“ B.: „Wie so? Gehört es einem Wucherer?“ A.: „Nein, aber einem Zahnarzt.“

Nicht zu fangen.



„Männer, ich hatte heute nacht einen wunderbaren Traum — ich träumte, Du hättest mir einen reizenden kleinen Ring mit Brillanten geschenkt . . .“

„So — na, da trage ihn nur gesund!“



nd winket mir ein Schenkenhaus,
So lehr' ich wacker ein;
Hab' in der Tasch' ich keinen Daus,
Trink' ich vom besten Wein.

Und ist die Schenkin drall und nett,
Kuß' ich sie frant und frei . . .
Was fragt ein Landknecht, schwerebreit,
Ob's ihm verstattet sei!?

Wer kräftig nur die Rose pakt,
Den stechen Dornen nicht — — —
Und wenn sie nach der Beche fragt,
Lach' ich ihr ins Gesicht.

Verthold H. Baer.

Bedenkliche Aeußerung.

Gerichtspräsident (nachdem die Namen der Geschworenen aus der Urne gezogen worden sind): „Meine Herren, die ungezogenen Geschworenen können gehen!“

Ein scharfer Logiker.

Im Wirtshaus entsteht ein Streit, der in Tüftlichkeiten übergeht, wobei ein Gast dem andern derart mit einem Holztrug auf den Kopf schlägt, daß ihm ein Reifen am Hals sitzen bleibt.

Der Wirt, vor Gericht zum Zeugen aufgerufen, sagt aus: „Ja, Euer Gnaden, der Reifen hat dem Michel am Hals g'essen, ob ihn aber der Seppl mit dem Krug getroffen hat, dös weiß i net.“



Das Wunder.

Köchin: „Wie ist denn Deine neue Gnädige?“

Jose: „O, denk' nur, die ist manchmal sogar — gnädig!“

Im Gemütsmenschen.



Richter: „Sie geben also zu, die Scheibe eingeschlagen und den Inhalt des Schaufensters gestohlen zu haben?“

Angellagerter: „De Scheibe habe id eingeschlagen, det schtimmt, aber jeschtohlen — nich in die Düte. Sehen Sie, Herr Gerichtshof, da schdand nämlich een Zettel im Schaufenster, wodrauf geschrieven war, daß uf jeden Fall und um jeden Preis bis morjen geräumt werden müßte. Na, das war nachts um zwelfe. Um Jotteswillen, dacht id mir wie soll der bis morjen das Lager räumen, jibt's ja jar nich' — und weil id ebend so'n Jemietmensich bin, hab' id es jeräumt und n' Sechser davor hinjelegt, weil der Preis doch ejal war — is det jeshohlen?“

Jagdpech.

A.: „Wie war es denn auf der Jagd, Herr Huber, haben Sie viele Hasen geschossen?“ — B.: „Geschossen genug, aber die Luderer sind nach jedem Schusse aus Furcht davongelaufen.“



Eine heitere Episode von Arthur B.

Im August vorigen Jahres reiste ich im Auftrage der Firma Lent & Compagnie nach Dachsheim, um dort diesem Hause neue Kundentreise zu erschließen. Abends gegen 5 Uhr hatte mich das Sekundärbüchchen mit der bekannten Schnelligkeit glücklich an Ort und Stelle gebracht. Da ich mehrere Tage zur Erledigung meiner Geschäfte nötig hatte, hieß ich dem Droschkentuischer, der mich förmlich aus dem Bahnwagen heraus hob, mich und meine Sachen auszuladen, und mich ins Hotel „Zum blauen Hecht“ zu fahren, das vom Wädelker als das beste unter einer Auswahl von zweien empfohlen war. Bald hielt mein braver Kosselenker an, und ich befand mich vor dem Hotel „Zum blauen Hecht“.

Ich betrat das Gastzimmer. Mit seinen alttümlichen, wenn auch nicht modernen altdeutschen Möbeln, seinem großen Kachelofen und ehrbaren Spiegbürgergeschickern hatte es sogleich mein Herz gewonnen. Vor dem bauchigen Kachelofen stand ein kleiner runder Tisch, von dem aus man das ganze Gastzimmer überblicken konnte. Hier ließ ich mich nieder und musterte zunächst die Gäste. Born der runde Tisch, mit dem Plakat: „Für Stammgäste reserviert“, war dicht besetzt. Es ging ziemlich lebhaft

zu, doch konnte ich aus dem Lohwabohu der Stimmen nur immer dieselben Worte vernehmen: „Müller, Feuer, Geheim-polizist“. War das letzte Wort gefallen, so sah man ängstlich zu mir herüber als einem Eindringling und Unbekannten, vor dem man sich zu hüten habe. Hinten in einer Nische saßen einige weniger einladend aussehende Festsbrüder, die ihre in Dachheim erzielten Einnahmen in Alkohol umzusetzen schienen.

Ich wurde in meinen Beobachtungen unterbrochen; ein kleiner behäbiger Herr vom Stammtisch drüben nahte sich mir, stellt sich mir als Vätermeister Mann vor und bittet mich im Namen der übrigen Herren, ihnen drüben Gesellschaft zu leisten. Ich nahm die Einladung an, kam, sah und kannte in Kürze die Honoratioren von Dachheim.

Ein Wort gab nun das andere, und so standen wir endlich bei dem alibeliebten Thema über die Schlechtigkeit der Menschen von heutzutage. Besonders der Kürschner Müller war es, der im Brustton der Ueberzeugung die Theorie von der schlechter werdenden Welt verfocht.

„Ja, sehen Sie, hören Sie“, sprach er, sich zu mir wendend, „man wird sozusagen alt, aber man ist doch einmal jung gewesen. Ich merckenteils kann das von mir behaupten. Erloben Sie mal, globen Sie mir, ich habe seit meinen jungen Jahren stets sozusagen darnach gestrebt, Licht zu schaffen, wo es dunkel war. Es tun sich hier in unsern scheenen Dachheim Leute breit-machen, die auch Licht schaffen wollen, wenn es dunkel ist. Sehen Sie! Das ist Sie vorigen Montag das vierte Mal gewesen, daß es hier bei uns gebrennt hat. Ich versichere Sie aber, geehrter Herr, ich werde, koste Sie es, was es wolle, ich werde...“

Dem Redestrome Müllers setzte ein wohlgezielter Tritt auf die Fehen von seiten seines Nebenmannes ein Ziel. Das war dem enthusiastischen Müller zu viel.

„Was erloben Sie sich, Herr Barbier Lehmann“, fuhr er wütend auf seinen Nachbar ein, ohne zu merken, daß dieser nur sein Bestes wollte, „wie kennen Sie sich unterfangen, mich zu schikanieren. Nehmen Sie sich in acht! Ich bin der Kürschner Müller, so wahr ich hier stehe, wovon unser geehrter Gast auch Zeige ist. Sie kennen mich! Bei mir kommen Sie an den falschen, Herr Barbier! Ich stehe Sie hier sozusagen im Amte. Das ganze Vokal soll das wissen, hoch und geringe, ich mache keine Ausnahme: Herr Barbiermeister, haben Sie Respekt vor



mir, genau den Respekt vor mir, wie die Festsbrüder da drüben. So wahr ich Müller heeße, spaßen Sie nicht mit mir: Ich bin Sie seit voriger Woche von unsern Vergemeester in Pflicht genommen als Geheimpoliziste für die Brandstiftung. Wersich nicht globen will, der überzeuge sich. Zeischen Sie sich nicht! Ich stehe auch bei schlechtem Wetter pflichtgetreu auf meinem Posten auf der Lauer hinter der vierten Scheine beim Randelaber. Hüten Sie sich vor mir!“

Nach diesen Worten nahm er Stock und Hut und verlieh im Vollgefühl seiner Würde den „blauen Fests“.

Um die Spitzen von Dachheim nicht zu verlegen, empfahl ich mich, große Müdigkeit vorschützend, in Wirklichkeit, um mich draußen einmal nach Herzenslust auslachen zu können.

Dachheim, ich werde dich nicht vergessen!

Scherzfrage.

Welcher Artikel findet die meisten Abnehmer?

„qu wägnäq wäq uqj jwujw uow uwq 'inß wq“

Schlau abgewimmelt.



„Ach, welche Wonne, so mit Ihnen zusammen zu sein, gnädiges Fräulein!“

„Es liegt doch nur an Ihnen, Herr Baron, diese Wonne immer zu haben.“

„Versteh' — versteh' — Gnädigste — wäre — zu viel —!“

Die Radlerin.

Dame (im Theater): „Das ist aber wirklich ein Wunder! Sechs Monate sind zwischen dem ersten und zweiten Akt ver-flossen, und noch immer fährt sie dasselbe Modell!“

Fein Geschmack.



„So ein Sommerabend ist wirklich schön.“

„O ja, bei Dressel in einem Chambre séparée.“

Widerspruch.

Hauswirt:
„Weißt Du schon, Schulzes im vierten Stock wollen die frei werdende erste Etage mieten.“
Frau: „Na, na, die sollen nur nicht zu hoch hinaus wollen.“

Sicheres Zeichen.

Wirt des Dorfes (zum Fremden): „Ja, döß glauben's Ihna gar net, der Tom und der Seppel könn'n sich auf'n Tod net leid'n. Die raufen sogar net e mal mit anand!“

Die Fremdwörter.

Herr Meier, die Geschichte, die Sie eben erzählt haben, haben Sie schon 'mal zum Besten gegeben. Bringen Sie doch 'mal ein neues Thema auf die Tapete.“



Förster: „'n Tag, David.“

David: „'n Tag, Herr Kollege.“

Förster: „Wieso Kollege?“

David: „Ru, wenn ich mer's recht überlege, find wer doch eigentlich Kollegen; bloß daß Sie schießen das Wild und ich verkauf' de Felleches.“

Nichts für ihn.



Kellner: „Sind Sie schon im Museum gewesen, gnädiger Herr? Es ist die größte Sehenswürdigkeit unserer Stadt.“

Proß: „Kostet's Entree?“

Kellner: „Nein, gnädiger Herr.“

Proß: „Dann ist's nichts für mich.“

Kollegen.

Ursache und Wirkung.

„Du bist ja heute so heiter, Marie.“
„Mein Karl hat ernste Absichten.“

Stilbütle.

... Hierauf zog der Räuber drohend seinen verrosteten Säbel blank.

Mißverständnis.

A.: „Was halten Sie von dem Zeitungsverleger Meier?“

B.: „Seine Morgenzeitung.“

Traurig.

A.: „Denken Sie, meine Frau hat ihre schöne Stimme verloren!“

B.: „Schmerzt Sie das so sehr?“

A.: „O ja... sie singt nämlich trotzdem noch!“

Sicheres Mittel.

„Du, mir ist meine Verlobung leid geworden. Was stelle ich nur an, daß mir meine Braut den Lauspaß gibt?“
„Schicke ihr einfach eine Postkarte ohne Ansicht!“

Wexierbild.



Wo ist der Indianer und der Trapper?